

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Albert Falco, Yves Paccalet**  
**Mein abenteuerliches Leben auf der Calypso**  
Erinnerungen eines modernen Odysseus

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

---

# Inhalt

---

Vorwort – Der Wassergott . . . . .	7
Prolog – Sonnenaufgang in Tahiti . . . . .	9
1 Eine Kindheit in Marseille . . . . .	16
2 Die <i>Bette</i> meines Vaters . . . . .	23
3 Die Kriegsjahre . . . . .	31
4 Der Fischmensch in der <i>Sorgue</i> . . . . .	38
5 Das Zwischenspiel mit der <i>Surcouf</i> . . . . .	46
6 Rundfahrt durchs Ligurische Meer . . . . .	54
7 Die Launen der <i>Hou Hop</i> . . . . .	65
8 Schiffswracks faszinieren mich . . . . .	72
9 Cousteaus Nase . . . . .	79
10 Unterwasserarchäologie . . . . .	89
11 Die Schätze des Wracks . . . . .	98
12 Eine Reise nach Antikythera . . . . .	106
13 Der Zauber des Roten Meeres . . . . .	112
14 Der Geruch des Erdöls . . . . .	122
15 Die Schildkröten von Aldabra . . . . .	129
16 Kreuzfahrt in die schweigende Welt . . . . .	137
17 Jojo der Wrackbarsch . . . . .	145

18	Ankern überm Abgrund . . . . .	152
19	Der Zauber von Alborán . . . . .	158
20	Feuer im Tauchboot . . . . .	167
21	Einsätze im Tauchboot . . . . .	176
22	Das Unterwasserhaus . . . . .	184
23	Ein Dorf im Roten Meer . . . . .	194
24	Donald Duck . . . . .	205
25	Die große Kreuzfahrt . . . . .	214
26	Der Schatz der Silver Bank . . . . .	224
27	Die Lagune der Grauwale . . . . .	232
28	Die Tragödie der Pazifiklachse . . . . .	240
29	Tollkühne Korallentaucher . . . . .	246
30	Der weiße Riesenkontinent . . . . .	252
31	Tauchen unter einem Eisberg . . . . .	261
32	Polonaise der Langusten . . . . .	268
33	Das Rätsel Atlantis . . . . .	276
34	Eine Zeitbombe unter Wasser . . . . .	285
35	Die Quellen des Nils . . . . .	293
36	Die Nebel von Neufundland . . . . .	302
37	Das Eis des St.-Lorenz-Stroms . . . . .	310
38	Rosa Delphine im Wald . . . . .	319
39	Der Grüne Strom . . . . .	327
40	Im Geiste der Wiederentdeckung . . . . .	337
	Epilog – Auf ewig das Meer . . . . .	345

---

1  
Eine Kindheit  
in Marseille

---

Das Meer vor der Haustür  
Pytheas der Seefahrer  
Das Blau der kleinen Buchten  
Ich ertrinke  
Mein erster Fischzug

Das Meer. Das Meer direkt vor der Haustür... Soweit meine Erinnerungen zurückreichen, ist da das Meer. Immer präsent. So blau, so schön, bis zum Horizont. Es ruft mich, wie schon andere vor mir. Ich sträube mich nicht, ich kann gar nicht dagegen ankämpfen. Ich heuere an. Ich fahre zur See. Ich durchpflüge den riesigen Ozean auf den Spuren dessen, den ich in meinen kühnsten Träumen bisweilen gern für einen Vorfahren halte: Pytheas von Massilia.

In Marseille bin ich am 17. Oktober 1927 geboren. Ich kenne alle kleinen Buchten und Schlupfhäfen. Sofern ich nicht auf der *Calypso* am anderen Ende der Welt schippere, kehre ich dorthin zurück. Dort wohne ich. Ohne das Meer kann ich nicht leben. Ich weiß nicht, ob der Wunsch, zur See zu fahren, erblich ist; Biologen würden diese Frage wohl verneinen. Aber alle Seeleute und Väter oder Söhne von Seeleuten behaupten das.

Mein Vater war Seemann; er hat den Ersten Weltkrieg auf einem Minenräumer mitgemacht. Zufällig habe auch ich auf einem Minenräumer – einem umgebauten, nämlich der *Calypso* – meine schönsten Abenteuer erlebt.

Seit jeher bin ich von der ungeheuren Begierde besessen, immer weiter zu fahren, wie sie die Bewohner der kleinasiatischen Stadt

Phokäa getrieben hat, das Mittelmeer zu überqueren und dort eine Kolonie zu gründen, wo sich heute der Vieux Port, der Alte Hafen von Marseille, befindet. Schon immer hatten mich die Taten des Pytheas in Bann gezogen, eines der größten Seefahrer der Geschichte, der im vierten Jahrhundert v. Chr. gen Norden schiffte und «Ultima Thule» sichtete. Pytheas fuhr, so heißt es, «bis zu dem Lande, wo die Sonne nie untergeht» (ob bis Island, den Färöern oder Norwegen, ist nicht bekannt). Er war nicht nur ein großer Fahrsmann, sondern auch Wissenschaftler, Mathematiker. Ein Astronom, der den Zusammenhang zwischen Gezeiten und Mondphasen erkannte und den Breitengrad Marseilles mit verblüffender Genauigkeit errechnete. Er behauptete, es liege auf dreiundvierzig Grad nördlicher Breite; tatsächlich sind es dreiundvierzig Grad, siebzehn Minuten und zweiundfünfzig Sekunden!

Pytheas von Massilia. Ich möchte gern glauben, daß der Steven seiner Galeere den Sand von Sormiou berührt hat, wie eine der kleinen Buchten heißt. «Meine» Bucht, wo ich noch immer ein Ferienhäuschen gemietet habe. Ganz abwegig ist der Gedanke nicht: Auf provenzalisch heißt «Sormiou» (*Sourd Mieù*) «gute Quelle». Süßwasser tritt dort zutage. Seefahrer der Antike versorgten sich an dieser Wasserstelle.

Meine ältesten und schönsten Erinnerungen an das Meer stammen von hier, von Sormiou. Das Dunkelgrün der Kiefern, das reine Weiß der Steilklippen, das azurne Blau des Mittelmeers. Und die munteren Lebewesen, die sich unter der Meeresoberfläche tummeln . . .

Sormiou . . . In meiner Kindheit führt noch keine geteerte Straße dorthin. Wir langten zu Fuß an, nachdem wir mit der Straßenbahn das Dorf Mazargues erreicht haben (das glücklicherweise inmitten der Betonmassen, die Marseille heute verschandeln, immer noch ein echtes Dorf geblieben ist).

Wir steigen mit der ganzen Familie hinauf, fast jeden Sonntag. Ein Esel trägt den Proviant – Roggenbrot, Oliven, ein Ende Hartwurst, Käse –, die Kinderlimonade, den Pastis und den Wein für die Erwachsenen. Wir erklimmen den Hügel auf den glühend heißen Steinen des Eselspfades, der sich zwischen Kiefern, Krüppelleichen, Wacholder und Rosmarin hindurchwindet. Wenn wir anhalten, um zu verschnauften, durchstöbere ich die Büsche auf der Suche nach

Gottesanbeterinnen. Ich freue mich über die gaukelnden Schwalbenschwänze und spähe nach der schlanken Silhouette der Perleidechsen. Manchmal habe ich Glück und entdecke einen Wiedehopf oder ein Bienenfresser-Paar. Mit Blicken verfolge ich den Flug der Silbermöwen, die am klaren Himmel kreisen.

Als ich zwei oder drei Jahre alt bin, trägt mich mein Vater den Rest des Weges auf den Schultern; ich erinnere mich an meine Freude, wenn ich nach Überwindung des Hügelkamms hinter den *Treize contours* den gestreckten Trichter der Bucht mit ihren im Sonnenlicht leuchtenden weißen Felsen, den Kiefern und der Garique an den Hängen erblickte, und ganz unten, am Ende, das blaue Oval des Meeres. . . . Zu jener Zeit war die Bucht noch ein grünes Schmuckkästchen. Die mediterrane Bewaldung mit See- und Alepkiefern reichte bis zum Wasser hinunter. Waldbrände haben diese Pracht inzwischen vernichtet. Aber noch heute, jedesmal, wenn ich diesen Pfad beschreite, den heute, mit Ausnahme einiger ausdauernder Wanderer, niemand mehr nimmt, grüße ich mit Freuden im Vorbeigehen eine große Pinie, die schon in meiner Kindheit dort war, die mir hundertmal Schatten spendete und wie durch ein Wunder alle Feuersbrünste überstanden hat.

Wir steigen zum Mittelmeer hinunter. Das Meer ruft! Wir Kinder können unsere Freude nicht mehr verhalten und rennen los. Wir rutschen auf den Kieseln des Weges hinunter. Wir zwängen uns zwischen Ginsterbüschen, Rosmarinsträuchern und Provenceschilf durch, das unten auf der feuchten Sohle wuchert.

Mit Freudenschreien rennen wir auf den Strand hinaus. «Das Wasser habe ich immer schon leidenschaftlich geliebt.» Ein Freund hat mir diesen Satz eines Tages zitiert und hinzugefügt, daß er von Jean-Jacques Rousseau stammt. Das hätte ich gern selber formuliert. Meine Mutter erzählte, daß ich als kleiner Junge in Sormiou zehnmal am Tag verschwunden war. Zehnmal am Tag fragte sie: «Wo ist Bébert?» Die Antwort war immer gleich: «Bébert? Da unten! Am Wasser, wo sonst!» Die Wellen ziehen mich an, als wäre ich ein Eisenspan und sie der Magnet. Ich nähere mich dem Ufer. Ich beobachte, wie sich die Wellen brechen: Das Wasser gischtet in weißem Schaum, zieht sich wieder zurück, stößt in einer neuen Welle vor – unermüdlich. Dieses Schauspiel langweilt mich keine Sekunde. Ich gehe den grauen, mit Neptungras übersäten Strand

entlang. Ich erkletterte die Felsen. Die Zikaden zirpen in den Kiefern über meinem Kopf so laut, daß es mich fast betäubt. Ich suche mir einen Gezeitentümpel und versenke mich in die Betrachtung der Kleinf fauna, die darin haust.

Ein halbes Jahrhundert ist das her. Man versuche, sich das vorzustellen . . . Das Mittelmeer war damals viel sauberer, viel klarer, viel lebensvoller als heutzutage. Die Felsen der Brandungszone, dicht besetzt mit Napfschnecken, Seepocken, Käferschnecken . . . Asseln – die Tausendfüßler des Meeres – rennen in alle Richtungen davon. In den Gezeitentümpeln mitten in Miniaturwäldern aus Braunalgen, Rotalgen, Grünalgen wimmeln Sandgarnelen. Ich necke diese Kleinkrebse, und sie verstecken sich blitzartig. Ich fange sie mit bloßen Händen, denn mir ist aufgefallen, daß sie vom Geruch der Haut angezogen werden. Ein Geheimtip: Man braucht bloß Geduld dazu. Man hält die Hand ins Wasser und rührt sich nicht. Die Garnele wagt sich aus ihrem Versteck. Sie nähert sich dem Zeigefinger oder Mittelfinger, um daran zu knabbern. Wenn sie ganz nahe ist, packt man sie an ihren überlangen Fühlern. Mit Sicherheit keine so destruktive Methode wie mit dem Schleppnetz, aber zu einer Mahlzeit Garnelen würde man furchtbar lange brauchen.

Weiß und graue Grundeln fange ich auch. Und Schleimfische. Ich staune über die merkwürdigen «Hirschgeweihe» am Kopf dieser fingerlangen Fischchen . . . Ich verpflanze sie als Lebendfang in ein Aquarium, das mein Vater für mich gebastelt hat. Ich beobachte sie stundenlang. Ich lasse sie wieder frei und heiße sie Grüße an Haie und Wale ausrichten.

Ich kehre zum Meer zurück. Im kristallklaren Wasser der Brandungszone raspeln Seeigel ihre Löcher in den Kalkfelsen – ganze Heere von Seeigeln von einem schönen violettstichigen Dunkelrot. Auf dem Sandgrund zwischen flaschengrünem Neptungras erspähe ich auch orangefarbene Seesterne und braune, sonnenförmige; Rote Seescheiden und Steckmuscheln, die mehr als fünfzig Zentimeter aufragen. Ich sehe Schwärme von Meeräschen, Goldstriemen, Brandbrassen und Wolfsbarschen vorbeiziehen.

Mein erster Fischzug endet fast mit Ertrinken. Ich muß etwa drei Jahre alt gewesen sein. Ich habe mir ein Netz aus Abfallstückchen geknotet, die ich bei den Fischerkähnen im Hafen aufgelesen habe. Ich steige ins Wasser, werfe das Gerät mit der ausholenden Bewe-

gung aus, die ich den Männern abgeschaut habe. Und verfange mich mit den Füßen im Neptungras, falle hin. Schwimmen kann ich noch nicht. Instinktiv paddle ich nach Hundart, doch muß ich viel Wasser schlucken. Immer mehr. Ich meine, es nie wieder bis auf festen Boden zu schaffen. Und dann spüre ich, wie mich jemand an der Badehose packt, aus dem Wasser zieht und auf den Sand legt: mein Vater. Er kann sich kaum halten vor Lachen.

Papa kommt jedoch zum Schluß, daß dieses Mißgeschick mir eine Lehre sein wird. Ich muß allein in diesem Wasser zurechtkommen, das mich so magisch anzieht . . .

Ich habe vergessen, wie lange es dauerte, bis ich schwimmen lernte – sicher nicht lange. Mit etwa vier Jahren, ermuntert von meinem Vater und dessen Freunden, schwimme ich quer über die zwanzig Meter breite Fahrrinne zwischen der Felswand und der Mole des Hafens von Sormiou. In meinen Augen ist sie so breit wie der Atlantik. Ich habe den Atlantik besiegt!

Ein Jahr später schwimme ich an der breitesten Stelle über die Bucht. Als Heranwachsender werde ich als Leistungsschwimmer trainieren; fünf Stunden oder länger allein im Wasser, durchquere ich nicht nur die Bucht von Sormiou längs, der Breite nach und quer, sondern schwimme auch bis Morgiou oder Cortiou. Es kommt vor, daß ich von Cassis bis La Ciotat kraule und einfach einen Bekannten auffordere, mich im Auto abzuholen.

Mit fünf Jahren bastle ich mir eine Angel mit einem Stück Schnur und einem Haken, die ich bei meinem Vater «ausgeborgt» habe. Ich sehe noch, wie er lacht, als er mich mit meinem Gerät zum Wasser schleichen sieht.

Ich werfe die Angel am Hafen aus. Kaum ist der Köder – ein Häppchen Strandschnecke – im Wasser, als ich schon schreie: «Ich hab einen! Ich hab einen dicken Fisch!» Papa lacht sich halbtot. Für ihn ist das eine Riesengaudi. Er macht große Augen, als er hinzukommt. Ich habe einen Meeraal von einem Meter fünfzig am Haken! Der Fisch, viel länger als ich, wehrt sich verbissen.

Ich rutsche vom Felsen und plumpse ins Wasser. Wieder einmal zieht mich mein Vater heraus. Ich habe meine Wunderangel nicht losgelassen (man hätte mir dazu den Arm ausreißen müssen!). Wir ziehen den Fisch an Land. Man stelle sich meinen Stolz vor, als ich meiner Familie diesen riesigen silbergrauen Meeraal mit seinem



scharfzahnigen Spitzmaul und dem Leib einer *Boa constrictor* vorweise! Zu jener Zeit ist das Mittelmeer wirklich noch artenreich . . . Die Meeraale hausen in Löchern nahe der Küste. Sie sind nicht allein: Man findet dort Drachenköpfe in zwei und Zackenbarsche in fünf oder sechs Metern Tiefe. Wolfsbarsche laichen im Kies der benachbarten Grotten in weniger als fünfzig Zentimeter Wassertiefe.

Nicht nur das Meer zieht mich an. Wenn ich nicht schwimme, erklettere ich die Geröllhalden und Steilklippen der Buchten. Ich bringe meiner Mutter Thymian und Rosmarin. Im Frühjahr sammle ich wilden Spargel – er schmeckt köstlich –, im Herbst, im Duft des blühenden Heidekrauts, Pilze – Pfifferling und Steinpilz, den köstlichen Milchpilz und den Kaiserschwamm, der so schön ist, daß es fast eine Sünde ist, ihn zu essen . . .

All diese Entdeckungen führen mich zu der Erkenntnis, daß das Leben wunderbar verästelt und allgegenwärtig ist, auch in der schmalsten Steinspalte, in der kleinsten Meereshöhle . . . Eine Lektion, die ich nie vergessen werde und die für mich besonders wichtig wird, als ich als Mitglied von Cousteaus Mannschaft Arktis und Antarktis besuche, Lavainseln und lichtlose Abgründe, die Anden und die Wüsten Ägyptens.

Am Abend in der Bucht, wenn die Zikaden schweigen und Wolken von Glühwürmchen wie Sternchen unter der dunklen Decke der Pinien wimmeln, versammeln wir uns in einem kleinen Restaurant. Im Licht der Petroleumlampe (gottlob gibt es in Sormiou immer noch keinen Strom!) grillen wir alle zusammen auf Holzfeuer saftige Meerjunker, Rotbarben, Drachenköpfe oder Meeräschen.

Für die Erwachsenen ist das eine Gelegenheit, die vielen Geschichten zu erzählen, die Marseillern offenbar in die Wiege gelegt werden.

Ich aber erinnere mich, was mir im Laufe des Tages begegnet ist. Ich habe einer Garnele in die Augen gesehen. Ich habe mir die Schönheit der Schuppen eines Meerjunkers eingepägt. Ich habe in einer Neptungraswiese das Verhalten eines männlichen Lippfisches beobachtet, der gerade sein Nest baut: Sowie die Wohnung fertig ist, hat das Fischchen sein Weibchen hineingelockt, indem es einen komplizierten Hochzeitstanz aufführte.

Ich bedaure, das alles nur sehr unscharf beobachten zu können, durchs Wasser hindurch, das den Menschen den Blick verzerrt. Daß es Tauchermasken gibt, weiß ich noch nicht.

---

2  
*Die Bette*  
meines Vaters

---

Straßenbahn nach l'Estaque  
Das Spitzgattboot des Mittelmeers  
Ein Bilderbuch  
Die Silbermöwen von Riou

Ein Samstag im Juli 1933. Ich bin fast sechs Jahre alt. Mein Vater nimmt mich an der Hand; er hat ein schalkhaftes Glitzern in den Augen, das ich mir nicht erklären kann, und ein Lächeln auf den Lippen. Mein Onkel Paul stößt zu uns. Wir steigen in die Straßenbahn nach l'Estaque, die in Marseille von der Place Sadi-Carnot abfährt.

Es ist schwül: Hundstage in der Provence. Doch der Straßenbahnwagen ist nach allen Seiten offen. Wir schaukeln auf die Küste zu. Metallisches Klappern und Rumpeln, Räderquietschen . . . Von weitem sehe ich das Blau des Mittelmeers. Meine Augen füllen sich mit dieser Traumfarbe. Mir scheint, daß mein Hirn sich azurblau einfärbt. Ich beobachte den Horizont, die Marseiller Inseln. Sprachlos bestaune ich die vorüberziehenden Schiffe.

Schiffe! Sie durchpflügen das Meer und werfen zu beiden Seiten ihres Kiels weiße Schaumkronen auf. Ich bilde mir ein, angeheuert zu haben: Ich stehe auf dem Vordeck. Scharf spähe ich nach dem Horizont auf der Suche nach dem Unbekannten – Inseln am Ende der Welt, Mondfische, Delphine, Wale . . . Ich denke mich in ein Abenteuer hinein. Ich mache die tollsten Entdeckungen.

Das Quietschen der Straßenbahn reißt mich aus diesem Tag-

traum. Wir nähern uns l'Estaque. Da ist schon der Hafen. Alles aussteigen. Die Luft ist gesättigt vom durchdringenden Geruch nach Steinkohleteer; er geht von den Fischerbooten aus, die auf die Mole gesetzt sind und kalfatert werden. Mit Steinkohleteer werden die hölzernen Schiffsrümpfe abgedichtet. Allenthalben schuppen Fischer glitzernde Sardinen und werfen sie in Weidenkörbe. Gleich werden sie sie an die Fischhändler der Nachbarschaft verkaufen. Mein Vater spricht einen alten Seemann an, der auf einem Haufen Netze sitzt und Pfeife schmaucht. Der Mann, ein richtiger Postkarten-Seebär, bedeutet ihm, ohne die Pfeife aus dem Mundwinkel zu nehmen, er solle die Mole entlanggehen und sich dann nach links wenden.

Niemand hat mir gesagt, warum wir hergekommen sind. Ich versuche auf dem schwimmenden Ponton mit meinem Vater und meinem Onkel in Gleichschritt zu fallen. Dutzende von Schiffen aller Größen, aller Formen und Farben stehen mir ins Auge, die hier vertäut sind.

Am Ende des Brettersteges spricht mein Vater einen Mann mit Schraubenzieher an, der damit beschäftigt ist, einen Bootsmotor einzustellen. Das Boot ist eine *Bette*, ein typisches Spitzgattboot des Mittelmeers mit flachem Boden, das wegen seines scharf zulaufenden und hochgezogenen Bugs und Hecks auch *Pointu* genannt wird und, fast baugleich, von Spanien bis in die Türkei verbreitet ist.

Der Unbekannte würgt den Motor ab, springt auf den Kai, begrüßt meinen Vater und meinen Onkel und geht auf mich zu. Er gibt mir die Hand. Er geht in die Hocke, um auf gleicher Höhe mit mir reden zu können. Er wirkt halb belustigt, halb feierlich und sagt:

«Magst du Schiffe? . . . Also gut: Du darfst in See stechen, mein kleiner Moses! Dein Vater kauft diese *Bette*. Und mein kleiner Finger sagt mir, daß du bald zum Fischfang hinausfährst!»

Ich blicke zu meinem Vater auf. Er lacht und nickt bestätigend. Ich strahle. Ich bin außer mir vor Freude. Ich springe an ihm hoch. Ein Schiff! Ein echtes Schiff! Eine *Bette*. Die *Bette* meines Vaters!

Ich klettere in sein Boot. In mein Boot. Ich streichle den blauweiß gestrichenen Rumpf, den polierten Dollbord, den glänzenden und ein wenig schmierigen Motor. Ich lehne mich hinaus übers

Wasser. Ich beobachte das Treiben der kleinen Fische im Hafen, die zwischen den Tauen wimmeln oder auf den mit Grünalgen überzogenen Meeresgrund hinabtauchen. Durch das durchsichtige Wasser erblicke ich einen Einsiedlerkrebs; mit dem Hinterleib im leeren Gehäuse einer Meerschnecke steckend, grabscht er mit den Scheren und versucht, zwei Garnelen ein Stückchen Fisch zu stehlen, die sich ebenso darum streiten. Etwas weiter bewegt sich ein leuchtendroter Seestern träge zwischen den Wasserpflanzen auf der Suche nach einem Seeigel oder einer Miesmuschel als Mahlzeit. Ein Aal windet sich schlangengleich durchs Wasser, gleitet in den Pflanzenteppich und verschwindet. Die Unterwasserwelt verzaubert mich. Ich begreife sie instinktiv. Sie ist ein von der Natur gemaltes Bilderbuch. Sie ist meine Welt.

Während ich auf den Knien in der *Bette* meines Vaters träume, ist dieser noch am Feilschen. Schließlich einigt er sich mit dem Verkäufer über den Preis. Er notiert sich die Eigenheiten des Motors; fragt, wie er gewartet und wie er repariert wird. Er wirft ihn an.

Zu meiner größten Verzweiflung läßt er mich wieder aussteigen und vertraut mich Onkel Paul an. Er erklärt mir, daß wir schon morgen auf Fischfang führen, er aber die *Bette* jetzt lieber allein bis zu unserer Bucht fährt. Er wirft die Leinen los und schreit: «Nach Sormiou!», legt den Rückwärtsgang ein, manövriert mit dem Ruder und gibt volle Kraft voraus. Die *Bette* erzittert, als er Gas gibt. Sie löst sich von der Mole und fährt hinaus aufs Meer.

Damals war es nicht einfach, ein kleines Boot von l'Estaque nach Sormiou zu navigieren – vor allem nicht bei hochgehender Dünung. Doch mein Vater ist ein erfahrener Seemann. Während des Ersten Weltkriegs ist er als Steuermannsmaat auf dem Minenräumer *Géranium* gefahren. Er hat in Griechenland zwischen Patras und Saloniki gekämpft; die Alliierten hatten dort eine mächtige Nachschubbasis errichtet, die als Versorgungsstützpunkt für die Hilfstruppen der Serben im Mazedonienfeldzug diente. Mein Vater hat mir von seinem Flottendienst erzählt. Seine Berichte faszinierten mich. Nach seiner Demobilisierung wurde er Oberbuchhalter in einer Marseiller Ölhandels-gesellschaft: Es mußte halt was zu essen auf den Tisch . . . Man kann nicht sagen, daß diese Arbeit ihn ausfüllt. Er denkt nur daran, wieder aufs Meer hinauszufahren. Vorläufig fischt er. Sonntags in Sormiou ernährt er im Ferienhäuschen mit